

ARMANDO LUCAS CORREA  
Die Reisenden der Nacht

Weitere Titel des Autors:

Das Erbe der Rosenthals

Die verlorene Tochter der Sternbergs

Titel auch als Hörbuch erhältlich

ARMANDO  
LUCAS CORREA

*Die*  
REISENDEN  
DER NACHT

ROMAN

Übersetzung aus dem amerikanischen Englisch  
von Angela Koonen

LÜBBE

Die Bastei Lübbe AG verfolgt eine nachhaltige Buchproduktion. Wir verwenden Papiere aus nachhaltiger Forstwirtschaft und verzichten darauf, Bücher einzeln in Folie zu verpacken. Wir stellen unsere Bücher in Deutschland und Europa (EU) her und arbeiten mit den Druckereien kontinuierlich an einer positiven Ökobilanz.



#### Hinweis:

In diesem Buch werden an einigen Stellen rassistische Szenen oder rassistische Sprache reproduziert, die sich gegen Schwarze Menschen richten. Dies spiegelt in keiner Weise die persönliche Meinung des Autors oder die Haltung des Verlags wider und dient lediglich dem Zweck der historisch korrekten Darstellung, wenn derlei Begriffe in einem Zitat oder wörtlicher Rede vorkommen.

Titel der englischen Ausgabe:

»The Night Travelers«

Für die Originalausgabe:

Original English language edition Copyright

© 2023 by emanaluC Production Corp.

English translation copyright © 2023 by emanaluC Production Corp.

All rights reserved including the right of reproduction in whole or in part in any form. This edition published by arrangement with the original publisher, Atria Books, a Division of Simon & Schuster, Inc., New York.

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2023 by Bastei Lübbe AG, Schanzenstraße 6–20, 51063 Köln

Textredaktion: Dr. Ulrike Brandt-Schwarze, Bonn

Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München | [www.guter-punkt.de](http://www.guter-punkt.de) unter

Verwendung von Fotos von © shutterstock: Andrey Yurlov, Diego Cervo

und © Depositphoto: sensitive. DESIGN BY LAURA K LYNSTRA

Satz: hanseatensatz-bremen, Bremen

Gesetzt aus der Adobe Caslon Pro

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7857-2844-4

5      4      3      2      1

Sie finden uns im Internet unter [luebbe.de](http://luebbe.de)  
Bitte beachten Sie auch: [lesejury.de](http://lesejury.de)

*Für Emma, Anna und Lucas*



# Inhalt

Erster Teil	11
1. Berlin, März 1931	13
2. Berlin, März 1938	19
3. Düsseldorf, Juni 1929	30
4. Berlin, März 1934	42
5. Berlin, August 1936	55
6. Berlin, Oktober 1938	61
7. Berlin, Januar 1939	70
8. Berlin, Februar 1939	88
9. Berlin, März 1939	99
10. Hamburg, Mai 1939	109
Zweiter Teil	115
11. Havanna, November 1942	117
12. Havanna, April 1944	125
13. Havanna, Dezember 1948	144
14. Havanna, Juni 1951	159
15. Havanna, März 1952	173
16. Havanna, Dezember 1956	186
17. Havanna, Juni 1958	199

18. Havanna, Januar 1959	210
19. Santiago de Cuba, März 1959	225
20. Havanna, März 1962	238
Dritter Teil	251
21. New York, Mai 1975	253
22. Düsseldorf, November 1975	264
23. Düsseldorf, August 1981	279
24. Berlin, August 1988	286
25. Berlin, April 1996	296
26. Berlin, Januar 2000	308
27. Berlin, März 2014	318
28. Berlin, Juni 1939	326
29. Oranienburg, Januar 1940	334
30. Berlin, April 2014	344
31. Berlin-Pankow, Mai 2014	359
32. Berlin, Mai 2015	369
33. Havanna, Januar 1988	381
34. Havanna, Mai 2015	389
35. Berlin, November 2015	393
Anmerkungen des Autors	399
Dank	403
Bibliografie	409



*Nachreisende sind voller Licht.*

Rumi



ERSTER TEIL





In der Nacht von Liliths Geburt stürmte und schneite es, obwohl es dem Kalender nach bereits Frühling war.

Die Fenster waren geschlossen, die Vorhänge zugezogen. Ally Keller wand sich vor Schmerzen auf dem feuchten Laken. Die Hebamme fasste um ihre Fußgelenke und verkündete: »Diesmal kommt es.«

Nach der Presswehe, der allerletzten, würde sich Allys Leben ändern. *Marcus*, dachte sie. Sie wollte seinen Namen rufen.

Aber *Marcus* konnte ihr nicht antworten. Er war weit weg. Der einzige Kontakt, den sie noch hatten, waren gelegentliche Briefe. An seinen Geruch konnte sie sich kaum noch erinnern. Sogar sein Gesicht verschwand für einen Moment im Dunkeln. Sie sah sich auf dem Bett liegen wie eine Fremde, als wäre der gebärende Leib nicht ihrer.

»*Marcus*«, brachte sie leise hervor, während ihre Gedanken rasten.

Nach allem, was sie zusammen durchgemacht hatten, nach allem, was sie miteinander geredet und geteilt hatten, war er für sie zu einem Schatten geworden. Ihr gemeinsames Kind würde ohne Vater aufwachsen. Vielleicht hatte er es eigentlich doch nicht gewollt. Vielleicht war das ihrer Tochter vom Schicksal vorherbestimmt. Welches Recht hatte sie, sich einzumischen?

In der Nacht von Liliths Geburt dachte Ally an ihre Mut-

ter. Sie konnte sich an kein einziges Schlaflied, keine Umarmung, keinen Kuss erinnern. Ihre Kindheit hatte sie umgeben von Lehrern verbracht, sie hatte ihre Handschrift und ihren Sprachgebrauch vervollkommnet, neue Vokabeln und korrekte grammatische Konstruktionen gelernt. Rechnen war ein Albtraum, Naturwissenschaft langweilig, und Erdkunde verwirrte sie. Am liebsten flüchtete sie sich in Fantasiegeschichten, die sie auf Reisen in die Vergangenheit mitnahmen.

»Du kommst besser zu uns in die wirkliche Welt«, sagte ihre Mutter. »Das Leben ist kein Märchen.«

Aber sie ließ Ally ihren eigenen Weg gehen. Sie hatte wohl schon damals geahnt, wie Allys Leben sein würde und dass sie nicht die Macht hatte, das zu ändern. Angesichts der Richtung, in die sich Deutschland entwickelte, wusste sie, dass ihre rebellische, eigensinnige Tochter ein hoffnungsloser Fall war. Im Nachhinein sah Ally ein, dass sie recht gehabt hatte.

»Sie schlafen ein!« Die aufgeregte Stimme der Hebamme, deren Hände von einer gelblichen Flüssigkeit verfärbt waren, unterbrach Allys Gedanken. »Sie müssen sich konzentrieren, wenn Sie das hinter sich bringen wollen.«

Die Hebamme war erfahren. Sie konnte die notwendigen neunhundert Stunden Praxis vorweisen und hatte über hundert Frauen entbunden.

»Kein einziges Kind ist unter meinen Händen gestorben, und auch keine Mutter«, hatte sie erklärt, als Ally sie engagierte.

»Sie ist eine der Besten«, hatte die Frau von der Vermittlung ihr versichert. »Eines Tages wird es ein Gesetz geben, nach dem alle Geburten in unserem Land von einer deutschen Hebamme begleitet werden müssen«, hatte sie mit erhobener Stimme hinzugefügt. »Reinheit für Reinheit.«

*Vielleicht hätte ich mir eine Unerfahrene suchen sollen, die überhaupt nicht weiß, wie man ein Kind zur Welt bringt*, dachte Ally.

»Schauen Sie mich an!«, schnauzte die Hebamme. »Sie müs-

sen sich anstrengen, sonst kann ich meine Arbeit nicht richtig machen. Sie schaden meinem Ruf.«

Ally fing an zu zittern. Die Hebamme schien es eilig zu haben. *Vermutlich wartet noch eine andere Schwangere auf sie.* Und immer wieder ging ihr durch den Kopf, dass diese Frau ihre Finger in ihr hatte und in ihr herumtastete, um ein Leben zu retten, während sie ein anderes zerstörte.

In der Nacht von Liliths Geburt versuchte Ally, sich vorzustellen, sie wäre wieder mit Marcus in Düsseldorf, in der Wohnung am Flussufer. Verborgener im Mondschein hatten sie heimlich Pläne geschmiedet für ihr Leben als Familie, als wäre so etwas je möglich gewesen. Das Morgenlicht überraschte sie immer. Eins nach dem anderen schlossen sie die Fenster und zogen die Vorhänge zu, damit wieder Dunkelheit herrschte, die zu ihrer Zuflucht geworden war.

»Wir sollten abhauen«, hatte sie einmal zu Marcus gesagt, als sie aneinandergeschmiegt im Bett lagen.

Still wartete sie auf seine Reaktion, obwohl sie wusste, dass es für ihn nur eine Antwort gab. Niemand konnte ihn überzeugen, seine Meinung zu ändern.

»Wenn es hier schon schlecht für uns aussieht, wird es in Amerika nur noch schlimmer«, sagte er immer. »Jeden Tag behandeln uns mehr Menschen, als wären wir ihre Feinde.«

Für Ally war Marcus' Angst abstrakt. Sie speiste sich aus verborgenen Kräften wie bei einer sich aufbauenden Woge, die sie nicht sehen konnten, in der sie aber eines Tages alle ertrinken würden. Deshalb zog Ally es vor, seine Ahnungen und die seiner Künstlerfreunde zu ignorieren. Sie vertraute darauf, dass der Sturm vorbeiziehen würde.

Marcus träumte davon, Schauspieler zu werden. Er hatte schon einmal in einem Film mitgespielt, in einer Nebenrolle als Musiker, und er hatte vorgeschlagen, sie solle mit ihm nach Paris gehen, wo er hoffte, ein neues Engagement zu finden.

Doch dann war sie schwanger geworden, und das hatte alles geändert.

Ihre Eltern waren außer sich gewesen. Sie hatten Ally in ihre leerstehende Wohnung in Berlin-Mitte geschickt, damit sie dort ihr Kind austrug und ihre Schande verbarg. Das sei das Letzte, was sie für sie täten, hatten sie erklärt. Wie sie anschließend leben wolle, sei allein ihr Problem, damit hätten sie nichts mehr zu tun. Als Ally den Brief las, den ihre Mutter ihr geschrieben hatte, hörte sie ihre feste, selbstsichere Stimme mit dem bayerischen Tonfall. Ally hatte seitdem nichts mehr von ihr gehört.

Vom Tod ihres Vaters erfuhr sie aus der Zeitung. Am selben Tag bekam sie auch ein Schreiben, das sie über die kleine Erbschaft informierte, die er ihr hinterlassen hatte. Sie stellte sich vor, dass in ihrem Elternhaus in München gebetet wurde, *Ave Maria* bei zugezogenen Vorhängen und gekünstelten Unterhaltungen, die in Gemurmel endeten. Sie dachte an ihre Mutter, die sich in Trauer hüllte, in eine Trauer, die an dem Tag begonnen hatte, als Ally sie verließ. Ally war überzeugt, dass ihre Mutter verfügen würde, ihren Tod nicht öffentlich bekannt zu geben, damit er unbemerkt bliebe und ihre Tochter keine Gelegenheit bekäme, um sie zu weinen. Ally verdiente nicht einmal das. Die Rache ihrer Mutter war Schweigen.

Ally erinnerte sich an das Gefühl, wie sie plötzlich allein in der großen Wohnung in Berlin gewesen war, sich in den Fluren verlaufen hatte, in den Räumen, die voller Schatten und in einem schlammigen Grün gestrichen waren, das sie zu verschlingen drohte.

Bald darauf war sie in dieses Mietshaus in einer schäbigen Sackgasse umgezogen.

Um diese Zeit kamen die ersten Briefe von Marcus. *Das ist nicht das Land, in dem mein Kind aufwachsen soll. Komm nicht zurück nach Düsseldorf, das Leben hier wird jeden Tag schwieriger.*



*In Amerika wollen sie uns auch nicht. Niemand will uns.* Manche seiner Briefe waren keine Antwort auf ihre, sondern Tiraden.

Ein Schrei erfüllte den Raum. Er war aus ihrer Brust gekommen, aus ihrer engen Kehle. Es fühlte sich an, als würde sie entzweigerissen. Der stechende Schmerz im Bauch zog in den ganzen Körper, und sie klammerte sich verzweifelt an die Gitterstäbe am Kopfende des Bettes.

»Marcus!«, rief sie heiser.

Die Hebamme fuhr erschrocken zurück. »Wer ist Marcus? Der Vater? Hier ist niemand. Los jetzt, nicht aufhören. Sie haben es fast geschafft. Noch einmal pressen, dann ist es da!«

Allys Körper versteifte sich, und ein Schauer durchlief sie. Ihre trockenen Lippen zitterten. Ihr Bauch spannte sich an und schrumpfte dann, als ob das lebende Wesen darin sich aufgelöst hätte. Sie hatte einen Sturm hervorgerufen. Sie fühlte Windböen und Regen herabpeitschen. Donnerschläge und Hagelkörner prasselten auf sie ein. Sie wurde zerrissen. Ihr Bauch zog sich zusammen. Sie spreizte ihre bleischweren Beine und stieß etwas aus, etwas Molluskenhaftes. Der Winzling hatte alle Wärme aus ihrem Bauch mitgenommen. Sie zitterte am ganzen Körper.

Es war eine Weile ruhig. Ally schloss die Augen. Tränen mischten sich mit Schweißperlen. Die Hebamme hob das reglose Kind an den Füßen hoch und schnitt die Nabelschnur durch. Mit der anderen Hand warf sie den Mutterkuchen in eine Schale mit blutigem Wasser und begann neben dem Bett, das Neugeborene mit lauwarmem Wasser zu waschen.

»Es ist ein Mädchen.« Ihre Stimme hallte durch den Raum, in dem es davon abgesehen auffallend still war.

*Was ist passiert? Warum schreit meine Tochter nicht? Sie ist tot,* dachte Ally.

Ihre Kehle brannte, in ihrem Bauch pochte es. Sie spürte ihre Beine nicht mehr.

In dem Moment fiepte das Kind wie ein verwundetes Tier. Allmählich wimmerte es lauter, weinte schließlich, und dann schrie es.

In der Zwischenzeit trocknete die Hebamme das Baby ab. Sie wirkte nun schon entspannter, da sie ihre Arbeit getan hatte. Ally sah, wie sie das bläuliche Gesicht betrachtete und wieder nervös wurde. Sauerstoffmangel, schloss sie. Versuchsweise öffnete die Hebamme den Mund des Neugeborenen und inspizierte den Rachenraum. Weil sie offenbar glaubte, etwas blockiere die Luftröhre, griff sie mit dem Zeigefinger in den Rachen. Sie schaute auf das Kind und dann zu Ally.

Das Baby hörte nicht auf zu schreien, während die Hebamme es in ein sauberes Tuch wickelte, sodass nur noch das Gesichtchen hervorguckte. Sie schürzte die Lippen und übergab Ally ihre winzige Tochter wie einen befremdlichen Gegenstand.

»Es ist ein Rheinlandbastard. Sie haben einen Mischling zur Welt gebracht. Das ist kein deutsches Mädchen, es ist eine Schwarze.«

Ally setzte sich auf und nahm ihr Kind auf den Schoß. Es wurde sofort ruhig.

»Lilith«, murmelte Ally. »Das bedeutet Licht.«

Abenddämmerung.

»Lauf, Lilith! Schau dich nicht um!«, schrie Ally mit zugekniffenen Augen. »Renn immer weiter, werd nicht langsamer.«

Die Gaslaternen im Tiergarten warfen silbrige Streifen auf die Bänke aus Bronze und Holz. Ally drehte sich mit ausgestreckten Armen im Kreis, sodass das tote Laub aufwirbelte. Für einen Moment brachte sie die Welt zum Stehen und erschuf eine schützende Wolke um sich. Als sie die Augen öffnete, war es der Park, der sich drehte, und die Bäume stürzten auf sie. Sie kämpfte ums Gleichgewicht. Es war, als fiel sie gleich in Ohnmacht.

Bei Nacht glich der Tiergarten mitten in Berlin einem Labyrinth.

»Lilith?«, flüsterte Ally.

Ihre Tochter spielte das Spiel hervorragend: Sie war nirgends zu sehen.

Ally seufzte. Vor ihr lag die breite Allee, hinter ihr standen Bäume. Sie glaubte sich allein, außerhalb des Lichtkreises der Laterne, aber als sie sich umwandte, sah sie sich mehreren jungen Männern in grauer Uniform gegenüber. Sie fühlte das Prickeln der Angst. Sie könnte vielleicht die Tränen zurückhalten, die Mundwinkel hochziehen, verbergen, dass ihr die Knie zitterten und die Handflächen schwitzten, doch das Grauen blieb, fand seinen Weg an die Oberfläche und schwächte sie. Der Jäger kann Angst riechen. Aber die uniformierten jungen Män-

ner lächelten sie an, reckten den Arm zum Hitlergruß. Ally war das Idealbild der vitalen, makellosen deutschen Frau.

»Sieg Heil!«

*Wenn die wüssten*, dachte sie.

Ein Windstoß vertrieb die Wolken. Der Mond schien auf sie herab, auf ihre blonden Haare und porzellanweiße Haut. Ally leuchtete. Einer der jungen Männer betrachtete sie, als wäre sie eine magische Erscheinung, eine Walküre, die ihrer Bestimmung entgegensah. Die jungen Männer zogen weiter. Sie war wieder allein im Dunkeln.

»Mami?« Liliths Stimme riss sie aus ihrer Benommenheit.  
»Hab ich es gut gemacht?«

Ohne auf sie hinabzublicken, strich Ally ihr über die krausen Haare, während sie neben ihr herging. Nur Ally war in Licht getaucht, Lilith blieb im Schatten.

»Gehen wir nach Hause.«

»Aber habe ich's gut gemacht, Mami?«

»Natürlich, Lilith, wie jeden Abend. Du machst es jedes Mal besser.«

In der Dunkelheit blieben sie unbemerkt. Die Passanten ignorierten sie, niemand sah sie staunend an, verzog angewidert die Lippen oder senkte mitleidig den Blick. Niemand warf sie mit Steinen oder beleidigte sie, und die Kinder rannten nicht, geschützt durch ihre Reinheit, hinter ihnen her und grölten Lieder über den Dschungel oder Affen.

Bei Nacht fühlten sie sich frei.

»Nachts haben wir alle dieselbe Farbe«, raunte Ally ihrer Tochter beim Spazierengehen zu, als zitiere sie eines ihrer Gedichte.

Ally schrieb ständig, egal wo sie gerade war. Sie brauchte dazu weder Stift noch Papier. Ihr Verstand sei schneller als ihre Hände, sagte sie oft zu Lilith. Sie trug ihr Gedichte vor, Gedichte mit einer Sprachmelodie, an der Lilith sich erfreute.

»Was meinst du damit, Mami?«

»Dass die Nacht uns gehört, dir und mir. Die Nacht ist unser.«

Um Liliths siebten Geburtstag herum begannen Allys Alpträume. *Was für eine Mutter träumt davon, dass ihr Kind stirbt?*, dachte sie. Sie war selbst schuld, dass sie sie in die Welt gesetzt hatte. Dass sie sich ständig verstecken mussten.

In ihrem Mietshaus in einer schäbigen Sackgasse in Berlin benutzten sie nie den Aufzug, sondern immer die Treppe, damit sie keinem Nachbarn begegneten. Sie hatte die Strassers, die im selben Block wohnten, lamentieren und von der ruhmreichen Vergangenheit schwärmen hören. An dem Tag, als Ally einzog, noch bevor Lilith geboren wurde, luden sie sie zum Kaffee ein. Sie besaßen viele Trophäen, die sie aus fernen Ländern mitgebracht hatten: Sphinx, Fragmente von Steinbüsten, Ton- und Marmorarme. Ruinen waren ihre Leidenschaft. Frau Strasser trug ein Korsett, das ihr die Luft nahm und sie zänkisch machte, sodass sie jeden brüskierte, der sich anders kleidete als sie und ihre prachtvollen Sprösslinge. Schon beim Gehen schnaufte sie, und sogar im Winter plagten sie Schweißtropfen, die die Puderschicht auf ihrem Gesicht zu ruinieren drohten. Die Strassers hatten zwei Töchter, beide makellose Schönheiten gemäß dem weiblichen Ideal, wie es häufig im *Deutschen Mädel* abgebildet wurde, der Zeitschrift des Bundes deutscher Mädel, und das jeder bewunderte.

Seit sie Lilith hatte, wurde Ally von den Strassers gemieden. Einmal, als sie vor dem Haus aneinander vorbeigingen, hatte Herr Strasser sie sogar angespuckt. Ally war die Tüte Äpfel aus der Hand gefallen, und die Früchte waren über den Bürgersteig gerollt, sodass dunkler Straßenstaub an ihnen haften blieb.

»Die Äpfel sind reiner als Sie«, sagte Herr Strasser, nachdem sein Auswurf vor ihren Füßen gelandet war.

Beleidigungen wurden nicht länger verschleiert.

Durch die schwere Haustür betrat Ally das Gebäude, das keine Zuflucht mehr war. Sie sah ihre Nachbarn, Albert und Beatrice Herzog, mit erschrockener Miene in Wohnung 1 B verschwinden. Sie hatten ihre Demütigung mitangesehen und fühlten wahrscheinlich mit ihr. Auch sie waren schon bei mehreren Gelegenheiten beleidigt worden.

Dem Ehepaar Herzog gehörte ein kleines Lampengeschäft vor der S-Bahn-Station am Hackeschen Markt. Einmal hatte Ally überlegt, dort Schutz vor einem eisigen Wolkenbruch zu suchen, sie hatte es dann aber doch nicht getan, als sie den sechszackigen Stern an der Fensterscheibe und darin das beleidigendste Wort sah, mit dem man jemanden bezeichnen konnte: *Jude*. Sie hatte den Kopf gesenkt und war frierend weitergegangen. Als sie zuletzt aus der S-Bahn gestiegen war, hatte sie schon von Weitem gesehen, was von dem Geschäft übrig geblieben war: Die Schaufenster waren zertrümmert und die Lampen zerstört. Überall vor dem Laden lagen Glasscherben. Es war unmöglich, nicht darauf zu treten. Ally schauderte, als sie unter ihren Sohlen knirschten – es gehörte zur Symphonie der Stadt. Jeder Schritt würde die Scherben weiter zermalmen, bis sie zu Glasstaub zerfielen und verschwanden.

*Niemand in Berlin braucht noch Licht*, dachte sie und wandte sich in die entgegengesetzte Richtung. *Von nun an werden wir wohl alle im Schatten leben.*

Ally hatte die Fähigkeit verloren, schockiert zu sein. Nichts konnte sie mehr verletzen. Worte erschreckten sie nicht, auch nicht Herrn Strassers Speichel, der lediglich ein ermüdendes, geringfügiges Ärgernis war.

Zum Glück war sie an dem Tag allein unterwegs gewesen, wie fast immer nachmittags. Lilith war beim Professor geblieben, ihrem Nachbarn und Lehrer. Er hieß Bruno Bormann, doch sie beide nannten ihn Opa. Das hatte ihm anfangs nicht

behagt. »Bin ich denn wirklich so alt?«, hatte er oft gemurrt, doch inzwischen kündigte er sich mit diesem Namen an, wenn er die Wohnung betrat: »Opa ist müde«, »Opa hat Hunger«, »Opa möchte, dass ihm jemand etwas vorsingt« oder »Gibt es hier ein Küsschen und eine Umarmung für Opa?«.

»Weißt du, Lilith«, sagte er einmal, als sie miteinander lasen und sie Fragen über das Schicksal stellte, »du bist älter als Opa. Du hast eine alte Seele.«

Fast jeden Abend setzten sie sich zum Essen zusammen, nur nicht wenn der Professor sich mit seinen alten Kollegen von der Universität traf, wo er über zwanzig Jahre lang Literaturwissenschaft gelehrt hatte. Es waren nicht mehr viele übrig. Einige waren verstorben, andere nach Amerika geflohen, um den Gräueln und der Schande in ihrem Land zu entkommen. Der Professor war einmal verehrt worden, und treue Anhänger unter den Studenten zitierten ihn häufig. Als er seinerzeit den Lehrauftrag erhalten hatte, hatte er sich selbst in ferner Zukunft ergraut und mit einem Gehstock im Hörsaal stehend seine Vorlesung halten sehen und war entschlossen gewesen, bis zu seinem letzten Atemzug zu lehren. Doch die Zeiten hatten sich geändert. Angst wurde verbreitet, Bürger wurden denunziert, und er vertraute den Professoren nicht mehr, die geblieben waren, auch nicht den neuen Studenten. Diese zornigen jungen Leute entschieden jetzt darüber, was an der heiligen Deutschen Akademie gelehrt werden und was für immer aus dem Lehrplan verschwinden sollte. Die Professoren, Dekane und sogar der Rektor der Universität fürchteten sich vor Denunzianten so sehr wie vor Querschlägern. Eines Morgens hatte der Professor die Universität betreten und in der Bibliothek mehrere leere Regalfächer vorgefunden. Jemand hatte lauter Erstausgaben auf den Boden geworfen und war darauf herumgetrampelt.

»In diesem Land werden Bücher nicht mehr als nützlich betrachtet«, sagte er zu Ally. »Wer liest heute noch gern Klassiker?«

Wie lange wird es weitergehen, meine liebe Ally? Sie und ich, wir sind Überlebende, wir gehören einer anderen Ära an. Die neue Generation will nur noch den Führer reden hören, nur noch seine Tiraden.«

Der Professor hatte mit seiner sanften Art und geschliffenen Ausdrucksweise eine Stimme, die trug, ohne erhoben zu werden, sodass er in jedem Winkel des Hauses zu hören war. Er war Liliths Lehrer. Dank seiner Hilfe konnte sie schon mit fünf Jahren flüssig lesen und schreiben. Aus seiner umfangreichen Bibliothek nahm sie ohne Erlaubnis Bücher mit, las darin, obwohl sie vieles noch nicht verstand, und unterstrich darin Wörter.

Ally und er wohnten Tür an Tür und gingen beieinander ein und aus.

»Wir sollten die Wand einreißen. Dann braucht Opa nicht mehr zu Besuch zu kommen«, schlug er einmal neckend vor.

Lilith lächelte über den Einfall und dachte, dann könnte sie sich zu jeder Zeit aus seiner Bibliothek etwas zu lesen holen, nicht nur in der Nacht, der einzigen Tageszeit, in der sie die Wohnung verlassen durfte, obwohl sie auch dann noch aufpassen musste, dass die Gespenster – so nannten sie die Nachbarn – sie nicht sahen.

Ally wusste wenig über das frühere Leben des Professors, betrachtete ihn aber als Schlüsselperson in ihrem eigenen. Sie wusste, dass er früher einmal einen Fehler begangen hatte, wie er es ausdrückte. Das hieß, er war verliebt gewesen. Ally drängte ihn nicht, mehr darüber preiszugeben.

»Solche Fehler können den Lauf des Lebens verändern, aber glücklicherweise verlieben wir uns gewöhnlich kein zweites Mal. Einmal ist genug«, hatte der alte Mann gesagt.

Zu dieser Zeit vertiefte sich Lilith in ein ledergebundenes Buch in einer ihr unbegreiflichen Sprache mit dem Titel *Race Hygiene*. Sie grübelte über Illustrationen zu menschlichen Kör-



pern, Krankheiten, Muskelschwund, Vollkommenheit und Unvollkommenheit und verweilte zuletzt bei dem makellosen Gesicht eines kleinen Mädchens.

»Opa, ich will, dass du heute anfängst, mir Englisch beizubringen. Jetzt.«

»Wenn ich dir Englisch beibringe, dann nicht, damit du dieses Buch lesen kannst, sondern damit du den großen Dichter verstehen lernst.«

Sie begannen am selben Abend und lasen laut Shakespeares Sonette, ohne danach zu fragen, was die Zeilen bedeuteten.

»Wenn man eine Sprache lernen will, muss man als Erstes ihren Klang erfassen, seine Zunge lockern, die Gesichtsmuskeln entspannen«, erklärte der Professor. »Der Rest kommt zu gegebener Zeit.«

Lilith strahlte, fasziniert von dieser aufregenden neuen Welt, die sich vor ihr aufgetan hatte. »Lass uns zu Mami gehen, damit sie uns zuhören kann!«

»Wir sollten deine Mutter in Ruhe lassen. Sie muss schreiben, viel schreiben. Das tut ihr gut, besonders wenn sie müde ist.«

»Es ist meine Schuld, dass Mami nicht schläft.«

»Nein, Lilith. Das ist die Schuld des Führers, der sich für den Gott Odin hält. Du hast nichts damit zu tun.«

»Mami mag es nicht, wenn wir ihn erwähnen ...«

Sobald Lilith morgens aufgestanden war, verbrachte sie fast ihre ganze Zeit mit dem Professor. Gegen Mittag aßen sie zu dritt miteinander, und das Mädchen ließ sich gefangen nehmen von seinen Geschichten, die von den Errungenschaften des alten Babylon oder von der griechischen Mythologie handelten, endlosen Reden über Götter und Halbgötter oder die dorischen Tempel der Akropolis und schließlich die Perserkriege. Der Professor sprach ebenso gern über Aphrodite, Hephaistos

und Ares und ihren Platz unter den zwölf Göttern des Olymps wie über die Schlachten der Nubier und Assyrer.

Eines Nachmittags fand er Lilith vor dem Badezimmerspiegel, dem einzigen Stück Wand in seiner Wohnung, wo keine Bücher standen. Sie näherte sich dem Glas, als suchte sie nach einer Antwort auf ihre Zweifel, und strich sich bedächtig über die Haare und die Brauen. Als sie bemerkte, dass er sie beobachtete, zuckte sie erschrocken zusammen.

»Mami ist so hübsch.«

»Das bist du auch.«

»Aber ich sehe nicht aus wie sie. Ich will genauso aussehen wie sie.«

»Du hast das gleiche Profil, die gleichen Lippen, deine Augen haben die gleiche Form.«

»Aber meine Haut ...«

»Deine Haut ist schön. Sieh nur, wie sie neben meiner schimmert.«

Sie standen zusammen vor dem Spiegel. Lilith löste die Schleife aus ihren Haaren. Der Professor strich sich die grauen Haare aus der Stirn und dann über den Bauch. »Ich werde etwas gegen den Bauch tun müssen, er wird immer dicker. Ich mag alt geworden sein, aber wenigstens habe ich noch alle meine Haare!«

Sie lachten. Für Lilith war er wie ein freundlicher Riese, der über sie und ihre Mutter wachte.

An manchen Tagen stieg er in dem kleinen Zimmer neben der Küche neben dem Kleiderschrank die Leiter hoch. Auf der obersten Sprosse hockend reichte er ihr mit rotem Samt gefütterte Schachteln herunter. Darin bewahrte er die Familienfotos auf, die seine Mutter, eine große, kräftige Frau, in ihren letzten Lebensjahren sortiert hatte. Lilith liebte es, sich die Fotos fremder Leute anzusehen, die so alt waren, dass selbst der Professor sich nicht an ihre Namen erinnerte.

»Klein Bruno hatte Angst vor dem Dunkeln«, sagte er einmal über ein Foto, auf dem er als Kleinkind zu sehen war. »Wir aber nicht, nicht wahr, Lilith?«

Sie lachte schallend über den kahlen, pummeligen Säugling, der auf einem Spitzenkissen saß. »Du hattest von Geburt an ein mürrisches Gesicht! Das kann kein anderer sein als du.«

»Wir waren alle mal Säuglinge, und bevor wir sterben, werden wir wieder genauso darauf angewiesen sein, dass jemand alles für uns tut.«

»Mach dir keine Sorgen, Opa, ich werde mich um dich kümmern.«

In der Nacht, wenn Lilith schlafen gegangen war, kochten sich Ally und der Professor eine Kanne Tee, um die Müdigkeit zu vertreiben. Meist saßen sie schweigend nebeneinander auf dem Sofa, sie brauchten keine Worte, um zu kommunizieren. Nach ein paar Minuten legte Ally den Kopf in seinen Schoß, und er streichelte ihr Haar, ein rauchiges Grau in der Dunkelheit.

»Wir werden einen Weg finden, bestimmt«, sagte er oft. »Lilith ist ein kluges Mädchen. Sie ist ein außergewöhnliches Talent, sehr besonders.«

»Opa, die Zeit ist gegen uns. Lilith ist fast sieben Jahre alt«, sagte Ally. Ihr Atem ging stoßweise und unregelmäßig.

»Wir können Franz vertrauen.« Seine Hände zitterten.

Franz Bouhler war einer seiner früheren Studenten. Seine Mutter hatte darauf bestanden, dass er Naturwissenschaften studierte, damit er im Labor seines Veters Philipp arbeiten konnte. Philipp hatte mit einer Forschung begonnen, die laut Franz ihren Blick auf die Welt verändern würde. Seine wahre Leidenschaft galt jedoch der Literatur. Er schrieb Gedichte und ging zu den Vorlesungen und Seminaren des Professors. Nach seiner Emeritierung besuchte Franz ihn weiter und gab ihm zu lesen, was er geschrieben hatte.

»Franz ist ein Träumer«, sagte Ally.

»Das sind wir alle«, erwiderte der Professor. »*Dass ich beim Erwachen aufs Neu' zu träumen heulte*«, zitierte er ein Gedicht von Franz.

Seit Franz sie besuchte, war er ihre einzige Verbindung zur Außenwelt. Lilith wuchs rasch, und jeden Tag sah man deutlicher, dass sie ein Mischling war, ein »Rheinlandbastard«, der nach dem Gesetz sterilisiert werden musste, um im neuen Deutschland leben zu dürfen. Sie mieden die Radionachrichten und kauften keine Zeitungen. Wenn sie nachts rausgingen, senkten sie den Blick, um die Flut von siegesgewissen, schwarz-weiß-roten Fahnen nicht zu sehen, die die Stadt überschwemmt hatte.

Der Professor redigierte manchmal Franz' hochtrabende Gedichte, die im Gegensatz zu Allys dunklen, pessimistischen Versen voller Hoffnung waren. Es war sein frischer, jugendlicher Geist – er war vier Jahre jünger als Ally –, der sie dazu trieb, bei ihm Schutz zu suchen. Die Mittwochnachmittage waren ihre gemeinsame Zeit. Ally fühlte sich sicher, wenn sie neben dem großen Mann durch die Nebenstraßen spazieren ging. Er hatte bärenstarke Arme und bewegte sich auf eine linkische Art, strahlte aber eine Anmut aus, die ihm fast etwas Kindliches verlieh. Er trug stets grauen Flanell und sie einen Trenchcoat aus Gabardine, der je nach Tageslicht in verschiedenen Rottönen changierte.

Franz las eifrig Allys Gedichte. Er bewunderte die Schlichtheit ihrer Verse. In seiner eigenen Arbeit suchte er hingegen permanent nach immer komplexeren Konstruktionen, um eine Idee zu verdeutlichen, die dann innerhalb von vierundzwanzig Stunden banal erschien. Ally versuchte, seine Texte, seine Rhetorik zu verstehen, wurde aber vom Ansturm seiner Worte überwältigt. Sie schrieb das seiner Unschuld zu.

Lilith sah in Franz einen griechischen Gott und einen großen Bruder. Wenn er kam, rannte sie in seine Arme, sodass er sie hochnahm, und dann barg sie das Gesicht an seinem Hals, oder er hob sie hoch in die Luft.

»Was hast du heute für mich, mein kleines Licht?«, sagte er oft. »Frag mich etwas.«

Sie konnten stundenlang ihre Zeit vertrödeln, indem sie einander von ihrem Tag erzählten: sie, wie sie aufgestanden war, sich das Gesicht gewaschen, ein Glas Wasser getrunken, mit dem Professor gelesen hatte und lächelnd zu Bett gegangen war; er, wie er dicke Bücher über den menschlichen Körper gelesen und das schönste Gedicht geschrieben hatte, das je von einem Deutschen erdacht worden sei und das sie bald mit eigenen Augen lesen könne.

»Für mich ist das ein Zuhause«, sagte Franz zu Ally. »Dafür lasse ich das Abendessen bei meiner Mutter aus. Sie gibt mir ohnehin nur Befehle. Sie hält es für eine Schwäche, Gedichte zu schreiben, die mich nicht weiterbringen, und Bücher zu lesen, die man eines Tages ins Feuer werfen wird. ›Deutschland braucht nicht noch mehr Schriftsteller‹, hat sie gesagt. ›Es braucht Soldaten, die bereit sind zu dienen.«

Allys Zuhause war das einzige, in dem kein Porträt von Hitler hing. Lilith sah, dass ihre Mutter mit Franz zusammen glücklich war. Seinetwegen fürchteten sie sich nicht vor den Gespenstern oder vor dem Führer. Niemand konnte ihnen etwas tun. Franz war ein Schutzwall.

Dann bereiteten sie Liliths siebten Geburtstag vor. Die Zahl hielt Ally nachts wach. Sie lächelten nicht mehr, sie sagten im Dunkeln keine Gedichte mehr auf. Das Abendessen war wieder eine stille Angelegenheit.

»Sieben«, wiederholte Lilith, als wäre die Zahl ihre Gefängnisstrafe.

Wenn du dich nicht beeilst, kommen wir zu spät!«, rief Ally, die schon fertig an der Wohnungstür stand.

Als sie Stella aus dem Bad kommen sah, kicherte sie. »Rot? Und dann noch der tiefe Ausschnitt? Was glaubst du denn, was wir vorhaben?«

»Wir wollen doch Spaß haben!«, erwiderte Stella.

»Mit dem roten Kleid machst du nur den Vampir auf dich aufmerksam.«

Die beiden lächelten und eilten die Treppe hinunter.

Es war erst acht Uhr, und in der Innenstadt war noch nichts los. Jetzt im Frühsommer wurden die Tage länger, und die Straßenlampen an den Kreuzungen waren noch nicht eingeschaltet. Sie überquerten unbelebte Hauptstraßen und wichen den Pfützen aus, die ein zaghafter Sommerschauer hinterlassen hatte.

Als sie in die U-Bahn-Station der Altstadtlinie hinunterstiegen, war der Bahnsteig leer. Es kam ihnen vor, als wäre die Seuche der Spanischen Grippe, die die Welt vor zehn Jahren heimgesucht hatte, zurückgekehrt.

»Die Leute geben viel zu viel auf die Schlagzeilen der Zeitungen«, sagte Ally.

»Wie gruselig, der Vampir von Düsseldorf belauert uns schon«, spöttelte Stella. »Aber ich glaube, wir sind für ihn nicht die ideale Beute.«

»Ideal? Der Vampir ist bestimmt nicht wählerisch. Er nimmt sich die Erste, die ihm über den Weg läuft.«

»Na, jedenfalls gehen wir aus, um Spaß zu haben.«

Sie waren die einzigen Passagiere im Waggon. An einer der Türen hing ein Plakat, das für die Ergreifung des Vampirs eine Belohnung versprach: zehntausend Reichsmark. Die beiden sahen sich verblüfft an und verbrachten den Rest der Fahrt schweigend. Vorhin hatten sie keine Angst gehabt, aber nun waren sie aufgeschreckt, was sie sich jedoch nicht zugeben trauten. In ein paar Minuten würden sie ihre Haltestelle erreichen, und dort würden sich bei der Brauerei Schumacher viele Leute tummeln. Ein paar Ecken weiter waren sie vor dem Kabarett mit Marcus und Tom verabredet. Warum sollte jemand an einem Samstagabend im Sommer drinnen bleiben wollen? Sie würden sich von keinem Vampir, ob echt oder eingebildet, daran hindern lassen, sich nach Lust und Laune zu vergnügen. Der Verbrecher, der sich im Rheinland an kleinen Mädchen, Frauen, alten Damen und sogar Männern vergangen und sie erstochen hatte, hatte es auf die Titelseiten aller deutschen Zeitungen gebracht. Die Polizei, Geschäftsleute und die Öffentlichkeit waren äußerst wachsam. Und ebenso Ally und Stella.

Das letzte Mordopfer, eine Frau, war in der Nähe des Hauptbahnhofs gefunden worden, nackt auf dem Bett in einem Hotelzimmer. Sie war erwürgt worden, aber ihr Körper wies keine anderen Anzeichen von Gewaltanwendung auf, und es gab keine Blutspuren. Manche bezweifelten, dass es sich um denselben Täter handelte.

Als Ally und Stella zusammen von München nach Düsseldorf gezogen waren, hatten sie einander versprochen, unabhängig zu bleiben. Obwohl ihre Eltern sie finanziell unterstützten, arbeiteten beide nachmittags in der Parfümabteilung eines Kaufhauses in der Innenstadt. »Jeder versteckt sich hinter einem Duft«, behauptete Ally. Sie wollten eigentlich nach Berlin

ziehen, aber sie hatten beschlossen, wegen der Musik eine Zeit lang in der Stadt am Rhein zu bleiben. Stella wollte Tänzerin, Ally Schriftstellerin werden.

Jeden Samstagmorgen schrieb Ally lange Gedichte, während Stella ausschließte. Sie hätten gern näher am Zentrum gewohnt und zwei Zimmer statt nur eines gehabt, aber inzwischen waren sie an die Enge gewöhnt.

Unter der Woche gingen sie mittags in eine Parfümerie, die eher einer Apotheke glich, und versuchten, sich die Bestandteile der einzelnen Parfüms einzuprägen. Man bekam sie in kleinen Flaschen, hergestellt von Flakonmachern, die scheinbar besessen waren von ewiger Leidenschaft. Fachmännisch sprachen sie über Anissamen, orientalische Tees, Kalmus, Granatäpfel, Myrte, Zypressen und getrocknete Blütenblätter der Damaszener-Rose.

An Samstagabenden schlenderten sie durch die Innenstadt bis zum Kabarett, wo sie sich mit Marcus und Tom trafen und an Rhythmen ergötzen, die ihre Eltern verabscheut hätten.

»Wenn unsere Eltern wüssten, dass wir mit schwarzen Musikern ausgehen, würden sie uns enterben«, sagte Stella kichernd.

»Marcus ist Deutscher«, erwiderte Ally.

»Tom ist Amerikaner«, fügte Stella hinzu. »Aber sie sind beide schwarz.«

Sie drängten sich durch die Leute, die wie sie beschlossen hatten, den Vampir zu ignorieren. Die Mauer der beliebten Brauerei war mit Fahndungsplakaten beklebt. *Zehntausend*, hörten sie zwischen Gelächter und Gesprächsfetzen wie eine Litanei. Jeder wollte den Vampir fassen und hielt die Augen offen, um den Schuldigen zu entlarven. Manche boten sich gar als Köder an. Wenn man zu zweit vorginge, hieß es, könne man die am meisten gefürchteten und gesuchten Verbrecher Deutschlands schnappen.



Die Unterhaltungen verschwammen zu Lärm. Leute riefen einander etwas zu, während Stella Ally zur Eile antrieb, die Passanten anrempelte, aus dem Gleichgewicht gebracht von Bemerkungen, die sie wie Schläge trafen.

»Ich wette, er ist ein stinkender Jude. Wir müssen die ein für alle Mal beseitigen.«

»Mir scheint, er ist einer von den Schwarzen, die die Stadt dank der Juden überschwemmen.«

»Wohl eher dank der Franzosen. Die haben ihre Armee mit denen verstärkt.«

»Was würdest du mit zehntausend Reichsmark tun?«, hörte Ally ein junges Mädchen seinen Freund fragen.

»Mit dir nach Berlin gehen«, antwortete er.

*Berlin, dachte Ally. Marcus und ich könnten gemeinsam nach Berlin gehen.*

Im Torweg entdeckte Ally unter dem sanften Licht, das aus der Seitentür des Schall und Rauch drang, Marcus, und ihr Herz schlug höher. Er lächelte, als er sie sah, und winkte ihr, sie solle sich beeilen. Ally lief von Stella weg zu ihm.

»Du hast mich stundenlang warten lassen«, flüsterte er ihr ins Ohr.

»Jetzt übertreib mal nicht«, sagte sie und küsste ihn.

Marcus öffnete die Tür, um Stella durchzulassen. Mit Ally in den Armen blieb er im Licht auf der Schwelle stehen, still und friedvoll.

»Wir sollten reingehen«, sagte sie.

»Du bist jetzt hier. Mir ist egal, ob wir spät dran sind.« Er trat einen Schritt zurück und verschlang sie mit den Augen.

»Du siehst mich an, als könnte ich mich jeden Moment in Luft auflösen.«

Er lächelte, nahm ihre Hand, und sie folgten Stella den dunklen Gang hinunter. Auf der Treppe zur Bühne spürten sie schon, wie voll es auf den Seitenbühnen war. Es roch nach

Zigarettenrauch und Bier. Im Vorbeigehen streifte Ally den schweren Vorhang, sodass eine Wolke von Staubpartikeln aufstieg, die aus eigener Kraft zu leuchten schienen.

Von der Bühne drangen disharmonische Musikfetzen zu ihnen. Die Stimme eines Komikers klang wie empörtes Geheul durch das Gelächter des Publikums.

»Jetzt gehst du raus und beruhigst sie«, sagte Ally zu Marcus, als die drei in der Künstlergarderobe angelangt waren.

In dem kleinen Dachzimmer mit Holzdielen standen Musikinstrumente, und Kleidungsstücke lagen verstreut herum. Dazwischen sah Ally überall leere Bierflaschen, eine Whiskyflasche, Gläser, haufenweise Zeitungen. An den Wänden hingen Fotografien. Auf einer erkannte sie Marcus und hinter ihm den Eiffelturm. Er hatte die Arme zur Seite gestreckt, und sein Saxofon lag vor ihm.

Marcus hob sein Instrument auf, küsste Ally, winkte Stella und ließ die beiden in der Garderobe zurück. Ally ging zu einer Fotografie von ihm, die am Spiegel steckte, und wollte danach greifen.

»Willst du die ganze Nacht hierbleiben oder die Band hören?«, fragte Stella. »Komm, lass uns gehen.«

Sie fanden einen freien Tisch nahe der Bühne, aber an der Seite, von wo aus sie die Musiker und das Publikum sehen konnten. Die Musik kam dort etwas verzerrt an, doch Ally, die erst kürzlich von Marcus an den Jazz herangeführt worden war, schwelgte trotzdem in den Klängen. Im übrigen Publikum hörten nur wenige Leute zu. Für sie war das Hintergrundmusik, die die Pause überbrückte, bevor der nächste Komiker oder die Tänzer mit ihren bauchfreien Kostümen auftraten. Im Saal saßen Frauen auf Tischen. Zwei von ihnen tanzten miteinander in einer Ecke. Eine ausgelassene Gruppe erfand offenbar aus dem Stegreif ein Lied über deutsche Vortrefflichkeit. An einem der Tische in der Mitte entdeckte Ally drei junge Männer mit

geschminktem Gesicht, violetten Lippen und pomadisierten, nach hinten gekämmten Haaren. Ihr verwirrter Blick schweifte zu einem Tisch im Hintergrund, wo sechs Männer in Anzug und schwarzer Krawatte saßen. Sie hatten ihre Hüte nicht abgesetzt und starrten mit angespannter Miene auf die Bühne.

»Wer ist das?«, fragte Ally und deutete unauffällig zu den Männern.

»Die da?« Stella zeigte mit dem Finger. »Keine Ahnung, aber ich wette, mit denen kann man keinen Spaß haben.«

Als die Band zu spielen aufhörte, schwenkte der Scheinwerfer von den Musikern ins klatschende Publikum. Der Lichtkegel hielt bei Ally an. Einer der Männer nahm seinen Hut ab und starrte sie an.

Während die Bühne im Dunkeln lag, kam eine Stimme aus den Lautsprechern: »Meine sehr verehrten Damen und Herren, das ist der Augenblick, auf den Sie alle gewartet haben. Unser berühmter Conférencier ...«

Ein Trommelwirbel, eine Pause, und die Scheinwerfer beleuchteten einen stark geschminkten Mann mit offenem weißen Oberhemd, der keine Hosen, sondern einen Strumpfgürtel, Strümpfe und hochhackige Pumps trug. Er nahm den Zylinder ab, knickste, und als die Becken zusammenschlugen, machte er einen Purzelbaum nach vorn. Das Publikum brüllte vor Lachen. Aus dem dunklen Bühnenhintergrund rannte ein weißer Hund mit einer großen rosaroten Chiffonschleife zu ihm und schmiegte sich an seine Beine.

»Kannst du nicht ein bisschen diskreter sein?«, fragte der Conférencier laut flüsternd, was ebenfalls schallendes Gelächter auslöste.

Er streichelte den Hund und zog ein makabres Gesicht. Still warteten die beiden auf ein Zeichen des Orchesters. Nach einem schrägen Ton stand der Mann zögernd auf, und es wurde auf einen Schlag stockfinster. Einen Moment später fiel, be-

gleitet von einer übermütigen Melodie, ein Lichtpunkt auf die Bühne, wurde langsam größer und beschien den blanken Hintern des Conférenciers und das Hinterteil des Hundes. Ein plärrender Trompetenstoß, und das Publikum klatschte und jubelte.

Die Show ging weiter, aber Ally achtete kaum mehr darauf, sie war tief in Gedanken versunken. Als sie durch ein lautes Scheppern auf der Bühne hochschreckte, stellte sie fest, dass sie allein am Tisch saß. Sie schaute durch den Saal und fragte sich, wo Stella abgeblieben war. Auch die sechs Männer an dem hinteren Tisch waren nicht mehr da. Ally stand auf und ging hinter die Bühne, drängelte sich an den Tänzern vorbei, um zur Garderobe zu gelangen. Sie erschrak, als sie eintrat und alle schwiegen. Stella saß in Tränen aufgelöst auf Toms Schoß. Marcus packte sein Saxofon ein.

»Sie haben Lonnie zur Polizeiwache Mühlenstraße mitgenommen«, berichtete Stella mit unterdrücktem Schluchzen. »Die Männer an dem Tisch ganz hinten, die so finster aussahen. Das waren Polizisten.«

»Aber warum haben sie Lonnie mitgenommen?«, fragte Ally.

Keiner antwortete.

»Kommt, wir sollten gehen«, sagte Marcus und nahm sie bei der Hand. Sie verließen das Kabarett, ohne sich von jemandem zu verabschieden.

Mit gesenktem Kopf gingen sie eine Zeit lang nebeneinanderher. Ally hoffte, er würde etwas sagen, aber schließlich gab sie das Warten auf. »Was werfen sie Lonnie vor? Kannst du es mir wenigstens erklären? Sollen wir einfach gehen, ohne etwas zu tun?«

»Es gibt nichts, was wir tun könnten, Ally. Die haben die Macht.«

»Ich verstehe nicht«, sagte sie.

»Du musst nichts verbrochen haben, die können dich trotzdem ins Gefängnis stecken. Lonnie ist schwarz. Allein das macht ihn schuldig. Morgen bin vielleicht ich dran. In der nächsten Woche Tom.«

»Sie müssen doch einen Grund gehabt haben«, beharrte Ally.

»Sei nicht naiv. Er hat eine Woche bei der Arbeit gefehlt. Deshalb haben sie ihn mitgenommen.«

»Wieso interessiert das die Polizei?«

»In der Woche wurde eine Frau tot am Flussufer gefunden. Du weißt schon, wenn es den Vampir tatsächlich gibt, muss er schwarz sein. Wir sind immer die Ersten, auf die gezeigt wird. Wir sind immer die Täter. Die Barbaren, die Mörder. Am selben Tag hat auch einer von den weißen Musikern gefehlt. Mit dem haben sie nicht mal gesprochen.«

Ally wusste nicht, was sie sagen sollte. Sie lehnte sich tröstlich an ihn. Sein Freund war verhaftet worden, und er wusste, es hätte ebenso gut ihn treffen können. Marcus hatte Glück gehabt.

»Wenn keine neue Leiche gefunden wird, werden sie ihn nicht entlassen. Was sie angeht, hat er die Tat begangen.«

Er war nicht der Erste, den man verhaftet hatte. Vorigen Monat hatte der Metzger ihres Viertels Schlagzeilen gemacht. Dass er Jude und Metzger war, genügte, damit man ihn des Mordes verdächtigte. Karikaturen von dem Mann füllten Zeitschriften und Zeitungen. Schließlich nahm er sich im Gefängnis das Leben. Er erhängte sich mit seinem Bettlaken. Ein klares Zeichen seiner Schuld, sagte der Richter. Mädchen, Frauen und alte Damen könnten wieder ruhig schlafen, durch den Park spazieren oder bei Mondschein an der Düssel entlanggehen. In der Stadt, die in Angst und Schrecken versetzt worden sei, herrsche wieder Frieden. In einem Leitartikel äußerte ein Stadtverordneter sogar die Ansicht, dass dies ein Zeichen sei,

und man müsse alle Juden loswerden, nicht nur in der von so vielen Morden heimgesuchten Stadt, sondern im ganzen Land. Deutschland müsse seine Größe zurückgewinnen. Schluss mit den Vampiren. Dann druckte die *Volksstimme* einen anonymen Brief ab, der bei der Polizei eingegangen war. Der wahre Vampir wollte sich die öffentliche Aufmerksamkeit offenbar nicht stehlen lassen: *Heute kurz vor Mitternacht wird man das nächste Opfer finden.*

In jener Nacht wurde auf einem öffentlichen Platz eine tote nackte Frau gefunden. Der Vampir hatte sie am Flussufer vergewaltigt. Entdeckt hatte sie ein Betrunkener, der sofort der Tat verdächtigt wurde.

Der Sommer hatte den Zorn des Vampirs entfesselt. Ein paar Stunden nach der ersten Tat wurde ein Mann beim Zeitunglesen auf einer Parkbank erstochen, und eine Frau wurde am helllichten Tag bei einem Spaziergang durch mehrere Stiche in den Brustkorb getötet.

Ally und Marcus wagten nur nachts im Schutz der Dunkelheit, Hand in Hand zu gehen. Tagsüber blieben sie hintereinander: Marcus vorn, Ally hinter ihm. Sie wussten, wenn sie es andersherum machten, könnte er aufgrund des Verdachts festgenommen werden, dass er eine wehrlose Frau verfolgte. Inzwischen waren sie daran gewöhnt – nur so konnten sie zusammen sein. Ally kümmerte es nicht, ob sie bei Tag an seiner Seite gesehen wurde. Sie hätte ihn sogar vor allen Leuten geküsst und umarmt, wenn er sie gelassen hätte, aber er verhielt sich lieber, als wären sie Verschwörer. Er wusste, dass der schwarze Mann für jeden der Schuldige, die Gefahr war. Ally wäre immer das Opfer.

Stella dagegen traf sich mit Tom nur in dem kleinen Raum, in dem sie und Ally wohnten und wo sie oft sagte, zwei seien eine Gruppe. Sie traute sich nicht mit ihm auf die Straße und fand es leichtsinnig, dass Ally sich mit Marcus draußen sehen

ließ. Es war eine Sache, sich zusammen einen schönen Abend im Kabarett zu machen, aber eine ganz andere, sich zu verlieben und von einem gemeinsamen Leben zu träumen. Stella hielt ihr ständig vor Augen, dass so etwas nicht akzeptiert würde, weder in Düsseldorf noch anderswo in Deutschland.

Nach einiger Zeit erklärte Ally ihr dennoch klipp und klar, dass sie mit Marcus eine Familie gründen wolle. Seine Respektlosigkeit, sein rebellischer Geist, seine immense Begabung fesselten sie. Bei ihm fühlte sie sich sicher. *Zusammen können wir es mit der Welt aufnehmen*, dachte sie. Da sie immer nur nachts ausgingen und sich im Kabaretttheater trafen, kam ihnen die fröhliche Stimmung dort, die Musik und der Rauch, wie ein schützender Kokon vor. Manche Leute betrachteten Ally als »loses Mädchen«, wie ihre Vermieterin sie einmal bezeichnet hatte, als sie sah, dass sie trotz der polizeilichen Warnungen abends allein ausging. Wenn Frauen sie mit Marcus sahen, erschrakten sie. Sie musterten ihr Gesicht, um zu erkennen, ob sie gezwungen wurde oder ob sie aus freien Stücken mit diesem fremdartigen Exemplar zusammen war. Männer zogen sie mit Blicken aus, das spürte sie. Sie aber fürchtete die Braunhemden. Die jagten ihr kalte Schauer über den Rücken, und es gab jeden Tag mehr von ihnen, als wäre eine neue gottvergesene Seuche über das Land gekommen.

Wenn Ally und Marcus nachts in seiner Wohnung in der Ellerstraße ankamen, zog er die Schuhe aus und warf seine Jacke über den Ohrensessel am Fenster. Auch dieses Mal machte er sich nicht die Mühe, sie in den Schrank zu hängen, damit sie nicht knitterte. Er legte sich sofort ins Bett. Ally wollte sich in seinen Arm schmiegen, doch er rückte weg.

»Willst du, dass ich gehe?«, fragte sie vorsichtig.

»Natürlich nicht. Aber wir müssen schlafen. Morgen erfahren wir mehr.«

Ally fragte nicht weiter. Sie schaute sich in dem Zimmer

um, das sie nach und nach heimeliger zu machen versuchte. Sie hängte die gerahmte Fotografie seiner deutschen Großeltern auf, die Marcus nicht mehr kennengelernt hatte, ein Ölgemälde von seinem Elternhaus an der Grenze zum Elsass, das er nie besucht hatte, und das Tourneeplatat der Chocolate Kiddies, als Sam Wooding mit seiner Band in Berlin aufgetreten war. Das einzige Bild seiner Mutter mit ihren blonden Haaren und matten Augen stand auf dem Nachttisch, dem ein Bein fehlte.

In einer Zimmerecke lagen mehrere Ausgaben des *Artist*, auf einer stand in Rot: *Schesbend* – Jazzband. Es gab auch eine Dvorak-Klavierpartitur und ein von Sam Wooding signiertes Programm von der Revue im Admiralspalast in Berlin vor drei Jahren, wo Marcus zum ersten Mal die Musik Duke Ellingtons gehört hatte.

Von Marcus' Vater gab es keine Fotos. Marcus' Mutter hatte ihn in Frankreich kennengelernt. Kurz nachdem sie in Düsseldorf ihr Kind bekommen hatte, fand sie eine Stelle als Hausmädchen, und die Familie, bei der sie auch wohnte, erkannte das musikalische Talent ihres Jungen und bezahlte seine Klavierstunden, als er gerade einmal vier Jahre alt war.

Als Jugendlicher war Marcus nach Paris gegangen, vielleicht weil er den Mann zu finden hoffte, der für ihn nur ein gesichtsloser Schatten war: seinen Vater. Damals hatte er angefangen, Klavier und Saxofon in Cafés zu spielen, in die die Leute gingen, um sich zu unterhalten, nicht um die Musik zu hören, und er lernte andere Jazzmusiker kennen. Er konnte jedes Instrument spielen, das er in die Hand nahm.

In einem Winter bekam er einen Brief von der Familie, bei der er aufgewachsen war und die ihn akzeptiert hatte. Seine Mutter sei gestorben, teilten sie ihm mit, an der Spanischen Grippe, die gerade wütete. Trauernd kehrte er nach Düsseldorf zurück, mit einem Saxofon, das er von einem Kollegen übernommen hatte, der die miesen Abende und die noch miesere



Bezahlung leid geworden war. Bald nachdem er sein nächtliches Leben als Musiker in seiner Geburtsstadt aufgenommen hatte, lernte er im Schall und Rauch Tom und Lonnie kennen, und sie wurden bald unzertrennlich.

Ally erschrak, als Marcus plötzlich aufwachte und sich auf die Bettkante setzte.

»Ich weiß, wo Lonnie die ganze Woche war«, sagte er ernst.

»Na, dann lass uns zur Polizei gehen und ihn rausholen.«

Marcus schüttelte den Kopf und blickte sie düster an. »Das geht nicht.«

»Warum nicht? Nur so können wir ihm helfen!«

»Es ist nicht zu ändern. Wenn sie die Wahrheit wüssten, würde das alles nur verschlimmern.«